

Die Zeitungszeit

Nr. 45

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Erweckt.

Roman von H. Ger.

(Fortsetzung.)

Wie klein, wie nichtig erscheint Dora gegenüber diesem Massenklammer, der sich über ganze Generationen erstreckt, das Leid, das sie erlitten. Und dann überkommt es sie wie ein Gefühl brennender Scham, daß sie an Seelengröße weit hinter diesen Leuten zurücksteht, die standhaft ihr Schicksal tragen, während sie ihrem Leid erlegen wäre, wenn er ihr nicht zu Hilfe gekommen wäre. — Schnell schweift ihr Auge über die Massen, um ihn zu suchen, der die Sache seiner armen Lamengrüner heute in so herrlicher Weise geführt hat. Einen Moment noch sieht sie ihn, wie er mit der Jungmannschaft, die ihn jubelnd umringt, davongeht. Aber sie gelobt es sich, es ihm von heute ab nachzutun, teilzunehmen am Geschick des armen Volkes, um seiner würdig zu werden. Ein tiefes Not schießt dabei über ihr Gesicht, als ob sie sich auf einem Gedanken ertappt hätte, den sie vor sich selbst geheim halten müsse.

Mit dem weiteren Strom der Fortgehenden kommt auch Herr Pauli vorbei. Er grüßt zu Dora hinüber und versucht zu lächeln. Doch das Lächeln wird in seinem freibleichen, von Wut verzerrten Gesicht zur abstoßenden Grimasse.

Auch Doktor Bauer entfernt sich mit seinen Sommergästen. Ihm scheint der Verlauf der Versammlung großen Spaß gemacht zu haben. Er grüßt lustig den Oberförster mit seinen Damen, und Dora hört noch, wie er im Fortgehen zu einem der Herren seiner Umgebung lachend sagt: „Herr Gott, hat der Berg seiner Hochwürden eine Abfuhr bereitet! Sobald gibt das keine Gemeindeversammlung mehr!“

Zu den letzten, die den Platz verlassen, gehören die Hildebrands und Frau Noack mit ihrer Tochter. Der Oberförster ist verstimmt, und Dora hat die Empfindung, als ob das offene Eintreten Bergs für die sozialistische Arbeiterpartei ihm Unbehagen bereitet hat.

Die Frau Oberförster dagegen ist sehr vergnügt. Sie gönnt dem Theologen seine Niederlage. „Das war doch wenigstens mal eine Abwechslung,“ sagt sie aufgeräumt zu Frau Noack. „Ich hoffe, es tut Dir nicht leid, daß Du mitgekommen bist. Und unser Dorchon, na, die

braucht man nicht erst zu fragen. Die war Feuer und Flamme, und ich glaubte schon, sie würde sich zum Wort melden und Herrn Berg sekundieren.“

Dora lacht, und Frau Noack antwortet: „Ich bin für das Gehörte Herrn Berg sehr dankbar. Bisher bin ich bei dem Anblick der Häuser ein Gefühl des Unbehagens nicht losgeworden,

Ich habe schon darüber nachgedacht, woran das liegt, kann aber nicht dahinter kommen.“

„Wo denkst Du hin, Kind,“ antwortet Frau Noack. „Wir können doch nicht wildfremden Menschen uneingeladen in das Haus fallen. Was würden die Leute von uns denken!“

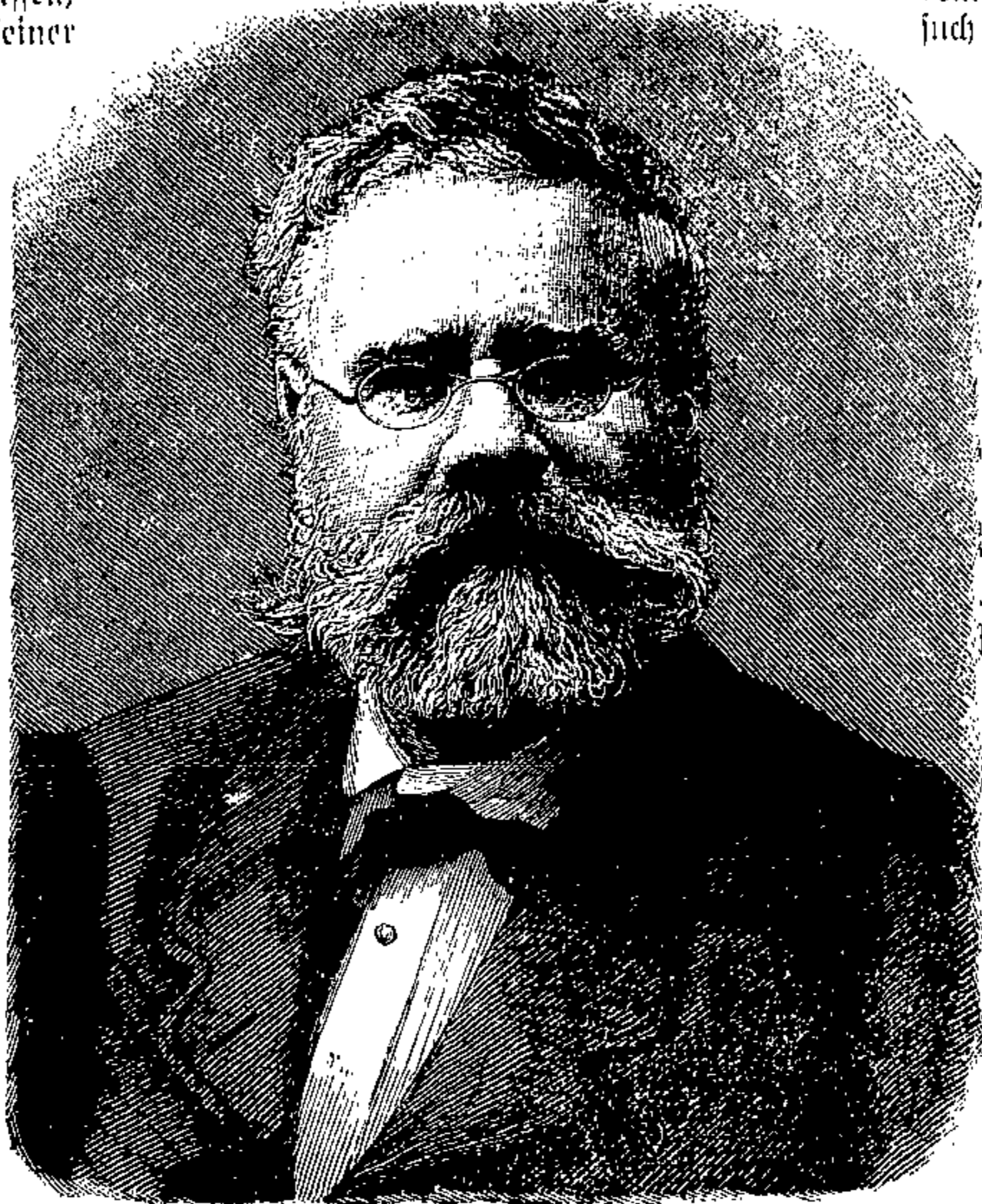
„O, das ist nicht so schlimm,“ meinte Frau Hildebrand. „Die Leute hier sind ungemein gastfreundlich, und eine passende Gelegenheit, dem einen oder anderen Hause mal einen Besuch abzustatten, wird sich schon finden.“

Wald sollt, aus einem freilich recht traurigen Anlaß, Doras Wunsch in Erfüllung gehen.

Wie an den vorausgegangenen Tagen, so macht auch am Montag nach der Versammlung Frau Noack im Laufe des Vormittags mit Dora einen Spaziergang in den Wald. Als beide zurückkommen, finden sie die Frau Oberförster in großer Aufregung.

„Denkt Euch nur,“ erzählt sie mit Tränen in den Augen, „eben haben wir mit dem Wagen unser Malchen nach Hause fahren müssen. Bald nachdem Ihr fortgegangen waret, bekam sie die Nachricht, daß ihr Schatz gestern Abend im Kreisfrankenhaus gestorben ist. Wie Doktor Bauer zu meinem Manne sagte, soll von vornherein keine Aussicht vorhanden gewesen sein, ihn am Leben zu erhalten. Aber das arme Ding muß doch wohl im Stillen immer noch auf eine Wendung zum Guten gehofft haben. Als die Trauerbotschaft kam, fiel sie wie tot um, und als ich sie wieder zum Leben gebracht hatte, bekam sie Wesen. Sie hat ihren Zustand so gut verheimlicht, daß ich bis zur Stunde nichts davon wahrgenommen habe. Ich habe schnell nach der Hebamme geschickt, und dann haben wir sie nach Hause gebracht.“

Die Dora muß sich schnell auf einen Stuhl setzen, so ergreift sie diese Nachricht. Sie hatte das nette Mädchen, das sie so aufmerksam bedient, und ihr soviel herzliche Teilnahme bekundet hatte, rasch lieb gewonnen. Und dieses arme Geschöpf hatte sich in all den Tagen, an denen es flink und geräuschlos seine Pflicht im Hause erfüllte, mit der bangen Sorge um den Geliebten getragen, bis nun doch das Schreckliche über es hereingebrochen war! Heiße



Fritz Reuter.

und gegen die Bevölkerung hegte ich ein unbestimmtes Mißtrauen. Jetzt erscheint mir alles in ganz anderem Lichte, und ich empfinde für die Leute hier herzliches Mitleid.“

„Mama, wir wollen doch selbst einmal in die Häuser gehen, und die Leute besuchen,“ sagt Dora schnell. „Bis jetzt waren wir nur im Kantorhause, aber da ist ja alles so schmutzig und häßlich und bei aller Einfachheit noch viel anheimelnder und trauer als in unserem Hause.“

Tränen des Mitleides steigen in Doras Augen auf.

„Ist das etwa der junge Mann, von dem man in Waldesrieden erzählte, er sei bei der Kirchenreparatur verunglückt?“ fragt Frau Noack. „Derselbe,“ nickt Frau Hildebrand. „Und die Frau, von der gestern in der Versammlung die Rede war, das ist Malchens Mutter. Der junge Mann hat die Maschinen in der Holzschleiferei aufgestellt, die voriges Jahr im Wildbachgrund, eine halbe Stunde von hier, gebaut wurde. Während dieser Zeit, ehe das Mädchen bei mir in Dienst trat, hat er bei Malchens Mutter gewohnt, und da haben sich die beiden jungen Leute lieb gewonnen und sind intim geworden. Bei der Enge, in der die Bevölkerung hier in den Häusern zusammenwohnt, ist das natürlich Malchens Mutter nicht verborgen geblieben.“

„Wie ist nun diese Sache, die doch eine reine Privatangelegenheit ist, zur Kenntnis der Behörde gekommen?“ fragt Frau Noack weiter.

„Daran trägt, wie ich glaube, die Hauptschuld die Frau unseres Schmiedes. In so einem Gebirgsdörfchen spielt eben mancherlei. Die Frau des Schmiedes ist sehr bigott und abergläubisch; sie glaubt an Geistererscheinungen und allen möglichen Unsinn. Eines Abends war von der Spiritistengemeinde in Notebach ein Medium hier, und hat in der Wohnung des Schmiedes eine Sitzung veranstaltet. In dieser soll sich auch der Geist von Malchens verstorbenen Vater gemeldet und bitter darüber geklagt haben, daß er keine Ruhe finden könne, weil seine Frau ihm drei Fliche in das Grab nachgerufen habe. Das hat die Frau des Schmiedes sofort überall herumgetragen. Malchens Mutter, die mit ihrem Manne eine recht gute Ehe geführt haben soll, war darüber sehr aufgebracht und hat bei passender Gelegenheit der Frau des Schmiedes vor allen Leuten öffentlich die Wahrheit gesagt. Aus Mache hat nun die Frau des Schmiedes wieder das intime Verhältnis Malchens mit dem jungen Schlosser an die große Glocke gehängt. Wer aber die eigentliche Denunziation bei der Staatsanwaltschaft eingereicht hat, das weiß niemand.“

„Das ist ja schrecklich,“ sagt Frau Noack. „Der Bräutigam des Mädchens tot; es selbst nun in hilfloser Lage, und die Mutter zu Zuchthaus verurteilt.“

„Ja! ja!“ antwortet die Frau Oberförster. „Wenn das Unglück erst kommt, kommt es mit Haufen. Die Erfahrung ist uns doch auch nicht erspart geblieben.“

Frau Noack nickt in Erinnerung an die Unglücksperiode, die sie selbst durchgemacht hat, nur leise mit dem Kopfe.

In den nächsten Stunden findet Dora nirgends Ruhe. Ueberall steht das Bild des unglücklichen Malchens vor ihren Augen. Am Nachmittag nimmt sie sich endlich ein Herz und geht zur Frau Oberförster. „Liebe Kate,“ sagt sie bittend, „wollen wir uns nicht einmal erkundigen, wie es dem Mädchen geht? Wir tut das arme Mädchen zu leid.“

Die Frau Oberförster ist sofort bereit. „Einen Augenblick, Kind, ich will mir nur einen Strohhut aufsetzen, die Sonne brennt heute ziemlich heiß, dann können wir gleich gehen.“

Schon von weitem sehen die beiden, daß vor dem Hause, das Malchens Mutter mit noch drei anderen Familien bewohnt, eine Gruppe von Frauen steht. Als sie näher kommen, verläßt ein städtisch gekleideter Herr das Haus. Es ist der praktische Arzt Dr. Hausmann aus Notebach, der zweimal in der Woche in Lannengrün Sprechstunde abhält. Da er gerade im Dorfe anwesend war, hatte die Hebamme darauf gedrungen, daß er geholt wurde.

Die Frau Oberförster kennt Dr. Hausmann bereits. Als er mit höflichem Gruße an

ihr und Dora vorübergehen will, bleibt die Frau Oberförster stehen, stellt ihm ihre Begleiterin vor und fragt ihn, ob er vielleicht der Anwalt Meinholt Hilfe geleistet habe, und wie es dem Mädchen gehe.

Dr. Hausmann macht ein sehr ernstes Gesicht. „Das Mädchen war bei Ihnen im Dienst, nicht wahr, Frau Oberförster? Nun, es hat eine Frühgeburt durchmachen müssen, eine schwere, doch nicht schwerer als hundert andere auch. Aber das arme Wesen muß wohl durch die Schicksalsschläge, die es in den letzten Tagen getroffen haben, völlig gebrochen gewesen sein. Es ist mir unter den Händen eingeschlafen.“

„Das Mädchen ist tot?“ fragt Frau Hildebrand ganz entsetzt.

Der Arzt nickt. „Vor einer Viertelstunde hat es den letzten Atemzug getan. Das kleine Würmchen hat die Geburt gut überstanden. Es lebt und wird wohl auch am Leben bleiben.“

„Ich danke Ihnen für die Auskunft,“ sagt Frau Hildebrand zu dem sich verabschiedenden Arzte. „In das Haus brauchen wir nun nicht mehr zu gehen, Dora. Wir wollen gleich umkehren.“ Selbst tiefbewegt, tritt sie mit der



November.*

Von den Zweigen sprüht der Regen.
Weint sich heut der Himmel aus?
Auf den braunverhüllten Wegen
Jedes Blatt ein Tränenhaus.

Tränen in der Birke Haaren,
Rings im zuckenden Geäst;
Tränen, ach, in hellen Scharen
Auf dem leeren Vogelneß.

Riesend triefen nasse Schauer,
Doch mein sommerlich Gemüt
Schwäget wie der Star im Bauer,
Weiß doch, wo ein Ofen glüht.

Weiß doch, wo in froher Laune
Liebchen süße Kuchen bäckt,
Und am Herde ihre braune
Katz ihre Pfoten reckt. Start Ziehe.



schluchzenden Dora den Rückweg nach dem Forsthaus an.

Die Nachricht von dem Ableben des Malchens geht wie ein Lauffeuer durch das Dorf, und bald setzt auch die übliche Hilfsaktion ein.

Mit ganz wenigen Ausnahmen war keine Familie in der Lage, in Todesfällen den Verstorbenen mit eigenen Mitteln unter die Erde bringen zu können. Es mußte vielmehr immer die Gesamtheit helfend eingreifen. Und da bei der allgemeinen Notlage jeder in die Situation kam, die Hilfe der anderen in Anspruch nehmen zu müssen, entzog sich auch keiner der Verpflichtung zur Hilfeleistung.

Nach altem Herkommen übernahm eine Frau, die der hilfsbedürftigen Familie nahestand, die Hausammlung. Die Rechnungslegung erfolgte später in einer Zusammenkunft der Frauen. Da Malchens Vater mit der Frau Kantor verwandt gewesen war, fiel dieser im vorliegenden Falle die Ausübung der Hauskollekte zu.

* Aus dem empfehlenswerten Gedichtbuch „Durch Dornen und Disteln“, von Karl Ziehe (Hamburg, S. Waerer & Co.). Das Büchlein enthält neben einer reichen Auswahl von Stimmungsbildern auch zahlreiche Kampfgedichte, die den rechten Ton zu finden wissen vom Alltagskampf des Proletariats und daher ansehnlich wirken.

Als die Frau Kantor von ihrem Rundgange zurückkommt, erzählt sie ihrem Sohne, daß die Mutter Malchens sich nicht zur Begräbnisanmeldung nach dem Pfarrhause getraue, weil sie heftige Vorwürfe vom Pfarrer befürchte. Einmal wegen des unehelichen Kindes und weil der Pfarrer nicht gerufen wurde, um der Sterbenden das letzte Abendmahl zu reichen. Außerdem habe die Wirtschaftlerin des Pfarrers bereits überall erzählt, der Herr Pfarrer lasse gar nicht mit sich reden, so wütend sei er noch wegen der Sonntagsversammlung. Die Frauen hätten deshalb zum Abend eine Zusammenkunft verabredet, um zu beratschlagen, was geschehen solle.

„Das einfachste würde sein,“ sagt Helmut, „wenn die Leute sich entschließen könnten, auf die Teilnahme des Pfarrers am Begräbnis überhaupt zu verzichten.“

„Das stimmt schon, aber dazu werden sie sich schwer verstehen, weil sie noch zu sehr am Althergebrachten hängen. Aber machen will ich den Frauen heute Abend den Vorschlag.“

Die Frauen mußten rasch eintreten geworden sein, denn die Frau Kantor kam bald aus der Zusammenkunft zurück. „Nun, was habt ihr beschlossen?“ fragt sie Helmut.

„Ach,“ antwortet Frau Kantor, „die Frauen haben zu meiner Ueberraschung alle erklärt, sie hätten gar nichts dagegen, wenn der Pfarrer zu Hause bliebe. Aber es dürfe dann auch nicht mit den Glocken geläutet und auch nicht gesungen werden. Das sei gerade wie ein Verbrecher-Begräbnis, und ein solches habe das Mädchen nicht verdient. Deshalb soll es beim alten bleiben und auch der Pfarrer am Grabe reden. Wenn er es zu toll treibt, meinten die Frauen, dann muß es der Helm eben einrenken.“

„Ich soll das tun?“ fragt Helmut. „Ich bin mit dem Manne vollständig fertig. Wenn nicht eine moralische Verpflichtung vorläge, dem Malchen die letzte Ehre zu erweisen, und mir das Fernbleiben nicht als Feigheit ausacleat würde, beteiligte ich mich überhaupt nicht am Begräbnis.“

„Die Leute bauen doch nun einmal auf Dich, Helmut. Du glaubst gar nicht, wie hoch sie Dich schätzen. Und sie sind auch ganz anderen Sinnes geworden; gar nicht mehr so ängstlich und untertänig. Sie sind trostigen Mutes und wollen es auf alles ankommen lassen.“

10.

Am Begräbnistage zeigt sich, wie sympathisch die Verstorbene den Lannengrünern gewesen ist und welch großen Anteil sie an ihrem traurigen Geschehnisse nehmen. Nebenher mochte vielleicht auch die von niemand ausgesprochene und doch allgemein vorhandene Erwartung, daß bei dem Begräbnis sich etwas Ungewöhnliches ereignen werde, Neugierige auf die Beine gebracht haben, die sonst zu Hause geblieben wären.

Auch Frau Hildebrand, Frau Noack und Dora gehen mit im Zuge. Dora hat es sich nicht nehmen lassen, aus Launenweibern und selbstgepflückten Blumen drei große, prächtige Kränze zu binden.

Der Kirchhof vermag die Teilnehmer am Zuge kaum aufzunehmen. Außerhalb der Umzäunung stehen noch die ganz Armen, die nicht mehr über geeignete Kleidung verfügen, um sich an Begräbnissen beteiligen zu können.

Als der Sarg in die Erde versenkt ist und Pfarrer Pauli auf die aus Brettern gebildete Erhöhung am Grabe tritt, herrscht Totenstille.

Die Züge des Pfarrers sind streng; finster blicken seine Augen über die Versammelten, und zürnend klingen schon die Worte, mit denen er die Grabrede einleitet. Je länger er spricht, desto heftiger wird der Ton, desto schärfer und strafender der Inhalt der Rede. Und schließlich bewahrheitet sich auch bei ihm das Wort vom

Uebergehen des Mundes, wenn das Herz von gewissen Dingen zu voll ist. Er kann es sich nicht versagen, in giftiger Weise auf die Vorgänge in der Sonntagsversammlung anzuspüren:

„Die Kirche hat nicht nur die Aufgabe, in den schweren Stunden, die Gott seinen Geschöpfen auferlegt, die Tröstungen der Religion zu spenden; sie hat auch, um des Seelenheilens ihrer Glieder willen, das Recht und die Pflicht, zu richten und zu strafen.“

Und wenn der Antichrist frech sein Haupt erhebt, wenn öffentlich vor aller Welt die Surrerei verherrlicht, die Unzucht zur höheren Tugend umgelogen wird, dann muß die Kirche, unbekümmert um Günst oder Ungünst der Massen, strenges Gericht üben. Deshalb sage ich: Wir stehen heute am Grabe einer Sünderin!

Als unheiliges Kind in Sünden empfangen und geboren, hat sie selbst in Sünden gelebt und in Sünden einem unheiligen Kinde das Leben gegeben. Und ohne das heilige Sakrament der Kirche empfangen zu haben, muß sie, beladen mit der Last ihrer Sünden, vor den ewigen Richter treten und seinen Spruch entgegennehmen. Möge ihr Gott gnädig und barmherzig sein, um seines lieben Sohnes Jesu Christi willen!

Aber alle die, die erst vor wenigen Tagen es mit Spornschalen abgelehnt haben, Gott in der Höhe die Ehre zu geben, sie mögen dessen eingedenk sein, daß auch sie vielleicht bald vor dem Herrn über Leben und Tod stehen müssen und sie mögen weiter bedenken, daß auch die Langmut Gottes ihre Grenzen hat!

Wie Peitschenhiebe prasseln die Worte des Predigers auf die Tranerverammlung nieder. Doch nur wenige Männer und Frauen senken demütig die Köpfe. Die anderen stehen mit finsternen, trostigen Mienen aufrecht, und als der Pfarrer geendet, rühren sie sich nicht von der Stelle, sondern aller Augen richten sich auf Helmut, der mit seiner Mutter dicht am Grabe steht.

Eine peinlich wirkende Panie entsteht. Schließlich kann sich Helmut der Stimmen und doch so berechneten Aufforderung, die aus hundert von Augen zu ihm spricht, nicht entziehen. Mit dem vollen Bewußtsein, daß der Schritt, den er jetzt unternimmt, ihm teuer zu stehen kommen wird, tritt er auf die Erderhöhung am Grabe.

Der Prediger nimmt mit Befremden wahr, daß nach Beendigung des kirchlichen Aktes die Menge unbeweglich stehen bleibt, als ob sie noch auf etwas warte. Als Helmut jetzt hart an das Grab tritt, ahnt er, was die Masse bewegt und was der bitter gehäßte junge Mann im Sinne hat.

Hoch lodert der Zorn in ihm auf über das Ungeheuerliche, das hier vor sich gehen soll. Mit beiden Händen packt er Helmut am rechten Arm, sucht ihn vom Grabe fortzuzerren und schreit: „Hier ist keine Volksversammlung! Wir befinden uns auf einem evangelischen Kirchhofe! Hier darf nur der Priester sprechen!“

(Fortsetzung folgt.)

Fritz Reuter.

Von H. Conrady.

Mit zwei allbekanntesten Namen ist Mecklenburg in der deutschen Literaturgeschichte vertreten: mit dem Homerübersetzer Johann Heinrich Voss und mit dem großen plattdeutschen Humoristen, der vor nun hundert Jahren, am 7. November 1810, geboren wurde, Fritz Reuter. So verschieden diese beiden Mecklenburger auch im übrigen sind, eins vor allem haben sie gemein und zwar als einen der hervorstechendsten Wesenszüge, die entschiedene

und ausgesprochene plebejische Abneigung gegen die Junkerwirtschaft ihres engeren Heimatlandes wie überhaupt Deutschlands. Auch darin berühren sie sich, daß sie beide ihre adelsfeindlichen, freiheitlichen Gesinnungen dichterisch zum Ausdruck gebracht haben, und auch in Reuter'scher Eigentümlichkeit der Dialektdichtung hat sich schon Voss verbrüht. Sonst hält der brave Demokrat Johann Heinrich Voss zwar als charaktervolle Persönlichkeit den Vergleich mit Fritz Reuter aus, dagegen keineswegs als Dichter.

Fritz Reuter wurde in Stavenhagen geboren, einem mecklenburgischen Aderstädtchen. Der Vater war da Bürgermeister. Der alte Reuter war ein Mann von Bildung, aber von rein sachlicher, juristischer Bildung, ohne allgemeinere Interessen, und überhaupt ein sehr prosaischer Verstandesmensch. Von ihm hatte Fritz die poetische Veranlagung nicht, wie denn überhaupt wenig Gemeinsames zwischen Vater und Sohn war. Dagegen führt Fritz Reuter seine „poetische Ader“, soweit dabei Vererbung und erzieherische Beeinflussung in Betracht kommen, vor allem auf seine geistig regsame Mutter zurück, die ihn auch mit den Schätzen der deutschen Literatur zuerst bekannt machte, ihm aber unglücklicherweise durch einen frühen Tod vorzeitig entzogen wurde. Er war als Knabe in Stavenhagen im ganzen auf Privatunterricht angewiesen. Hernach wurde er nach Friedland, später nach Parchim aufs Gymnasium geschickt und in Parchim machte er 1831 sein Abiturientenexamen, nicht gerade als erster, wie er denn überhaupt kein Muster Schüler gewesen ist, sondern sich selbst als faul bezeichnet. Der Vater war darüber sehr unzufrieden und nahm andererseits überhaupt keine Notiz davon, daß sein Sohn schon damals Gedichte verfaßte, die wenigstens von Talent zeugten.

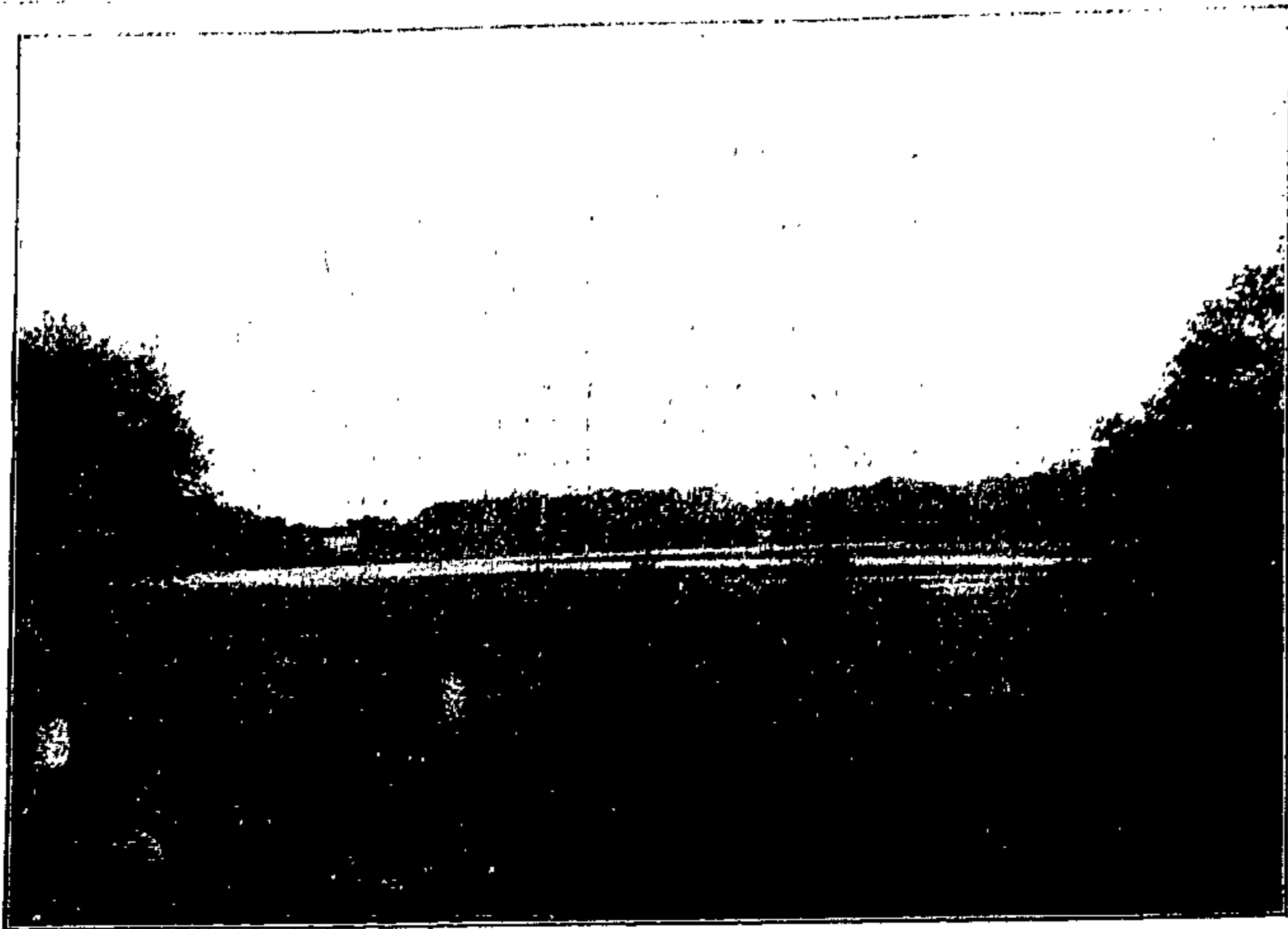
Der alte Reuter spielte für seinen Sohn auch nach erlangtem Reifezeugnis die irdische Vorsehung und schrieb ihm vor, was er werden sollte, Jurist, um demaleinst die väterliche Stellung eines Bürgermeisters von Stavenhagen zu übernehmen. Dieser Lebensplan war alles andere als nach Reuters Wünschen und Anlagen, die Juristerei war ihm höchst fatal, er fügte sich aber in den Willen seines Vaters und bezog als Student der Rechte die Universität seines engeren Vaterlandes. Da ihm aber Lust und Liebe zu dem ausgenötigten Studium fehlte, war sein Fleiß nicht sonderlich, zu des Vaters heftigem Unwillen. Eine immer größere Entfremdung zwischen den beiden begann Platz zu greifen, weil dem trockenen Altemmenschen jedes Verständnis für das beweglichere Wesen seines Sohnes fehlte, von dessen Veranlagung zu ganz anderen Dingen er nicht die blasseste Ahnung hatte. Im Bestreben, sich den Wünschen des Vaters anzupassen, bestand Fritz Reuter nicht darauf, unzufrieden zu dürfen, sondern meinte, daß sein Mangel an Interesse für die Rechtswissenschaft auf die trockene Lehrweise ihrer Rostocker Vertreter zurückzuführen sein müsse; er hoffte, sich bei angeregteren Dozenten mehr für sein Fach erwärmen zu können, und dachte, solche an der thüringischen Universität Jena zu finden. Dahin siedelte er also im Mai 1832 über. Von dem Jenerser Leben äußert er sich in Briefen nach Hause recht befriedigt. Sein Lob gilt besonders dem freiheitlichen Hauch, der sich in dem mit einer Verfassung bedachten Ländchen ihm bemerkbar machte. Freiheitsliche Neigungen, freilich recht unbestimmter Natur, brachte er schon von Rostock mit. So fiel ihm angenehm auf, daß die Bevölkerung im Weimarschen aufgeklärter war, als in Mecklenburg. Auch unter den Jenerser Studenten gab es einen Teil, der stark politisierte, hauptsächlich die Burschenschaftler, die sich für ein freies und einiges Deutschland begeisterten und eben jetzt in eine gemäßigtere und eine radikalere Richtung zerfielen, in die Arminen und in die Germanen.

Den Germanen schloß sich Reuter an. Er

gehörte aber nicht zu dem kleinen Kreise von „Eingeweihten“, die etwa auch in Jena von Putzsch zur Aufrichtung der deutschen Freiheit träumen mochten. Seine politische Betätigung in der Germania beschränkte sich darauf, daß er mitlang „Fürsten zum Land hinaus“, und daß er das verpönte schwarz-rot-goldene Band öffentlich trug. Er ist nicht einmal bei den studentischen Tummeln dabei gewesen, die zu seiner Zeit in Jena stattfanden. Er ist freilich auch in Untersuchung gezogen worden, es war ihm aber nichts nachzuweisen, und man ließ ihn zunächst laufen. Als er aber weg war, erließ man eine Art von Steckbrief hinter ihm her und wies ihn als verdächtig im polizeilichen Wege von der Universität fort. Die brühwarm dem alten Reuter übermittelten Neuigkeiten von weiterem Nichtgultum seines Jungen erbosten den exakten Herrn sehr, so daß er allmählich Fritz als verlorenen Sohn zu betrachten anfing. Das waren für Fritz trübe Zeiten nach seinem Weggang von Jena; aber es sollte noch ganz anders kommen. Bei vergeblichen Bemühungen, in Leipzig zum Studium zugelassen zu werden, berührte er auf der Hin- und Rückreise Berlin und ward bei dem zweiten Aufenthalt in der preussischen Hauptstadt verhaftet, um als des verjagten Hochverrats Angeklagter in die Stadt, bald in die Hausvogtei gesperrt zu werden. Er war auch zum Löser der neuen, großen Demagogenbebe auserkoren, zu der der Sturm auf die Stenographenwache in Frankfurt a. M. der Reaktion die erwünschte Handhabe lieferte.

Au dem tollkühnen Putzsch vom 3. April 1833, der am Sitz des Bundestages die Revolution in Szene setzen sollte und von vornherein des Scheitlagers sicher war, nahmen Mitglieder der radikalen Richtung in der deutschen Burschenschaft teil. So war für die struppeligen Bundesbrüder von der heiligen Allianz ein Mittel gefunden, um die oppositionellen Elemente an den Universitäten mit einem Schlag zu vernichten. Man konstruierte eine große Verschwörung, die bezweckte, den deutschen Bund und alle Throne umzustürzen, Königs- und Kaiserthron zu begeben usw. Und an diesem revolutionären Manifest sollte man alles beteiligt gewesen sein, was zur Burschenschaft gehört hatte. Eine wilde Jagd auf alle solche „Demagogen“ begann allenthalben, und die Gefängnisse und Festungen bevölkerten sich rasch mit Studenten, die Hochverrat begangen oder versucht haben sollten, tatsächlich aber politisch so unschuldig und harmlos waren wie die Kinder. Im ganzen wurden in den nächsten fünf Jahren 1867 Demagogen im Bundesgebiet unter Anklage gestellt. Der preussische Junkerstaat marschierte bei dieser reaktionären Aktion an der Spitze, sowohl nach der Zahl der prozessierten Hochverräter, wie nach der Schwere der verhängten Strafen und der Niederträchtigkeit des Gerichts- und Strafverfahrens. Verüchtigt ist der Name des Präsidenten vom Kammergericht, des blutigen Kleist, jenenannt wegen seiner Fertigkeit im Zustandebringen von Todesurteilen über die „Demagogen“, die nichts verbrochen hatten; seine rechte Hand war der Referent für diese Angelegenheiten, Herr von Tschoppe, der bloß deshalb im milderen Licht erscheint, weil er offenbar schon damals nicht recht im Kopfe war: er ist im Wahnsinn gestorben. Und hervorzuheben ist schließlich noch der Kriminaldirektor Dambach von der Berliner Hausvogtei, der, um Karriere zu machen, nicht davor zurückschreckte, seinen jungen Untersuchungsgefangenen ein gemüthliches und teilnehmendes Wesen vorzuspiegeln, damit sie, vertrauensselig geworden, bei „Onkel Dambach“, wie sie ihn nannten, aus ihrem Herzen keine Mördergrube machten, sondern ihre innersten Gedanken und Einfälle offenbarten, die dann, zum Ersatz für mangelnden Tatbestand, als Belastungsmaterial dienten.

Diesem Teufel in Menschengestalt geriet nun also auch Fritz Reuter in die Klauen. Bis



Gvenaf: Schloß und See.

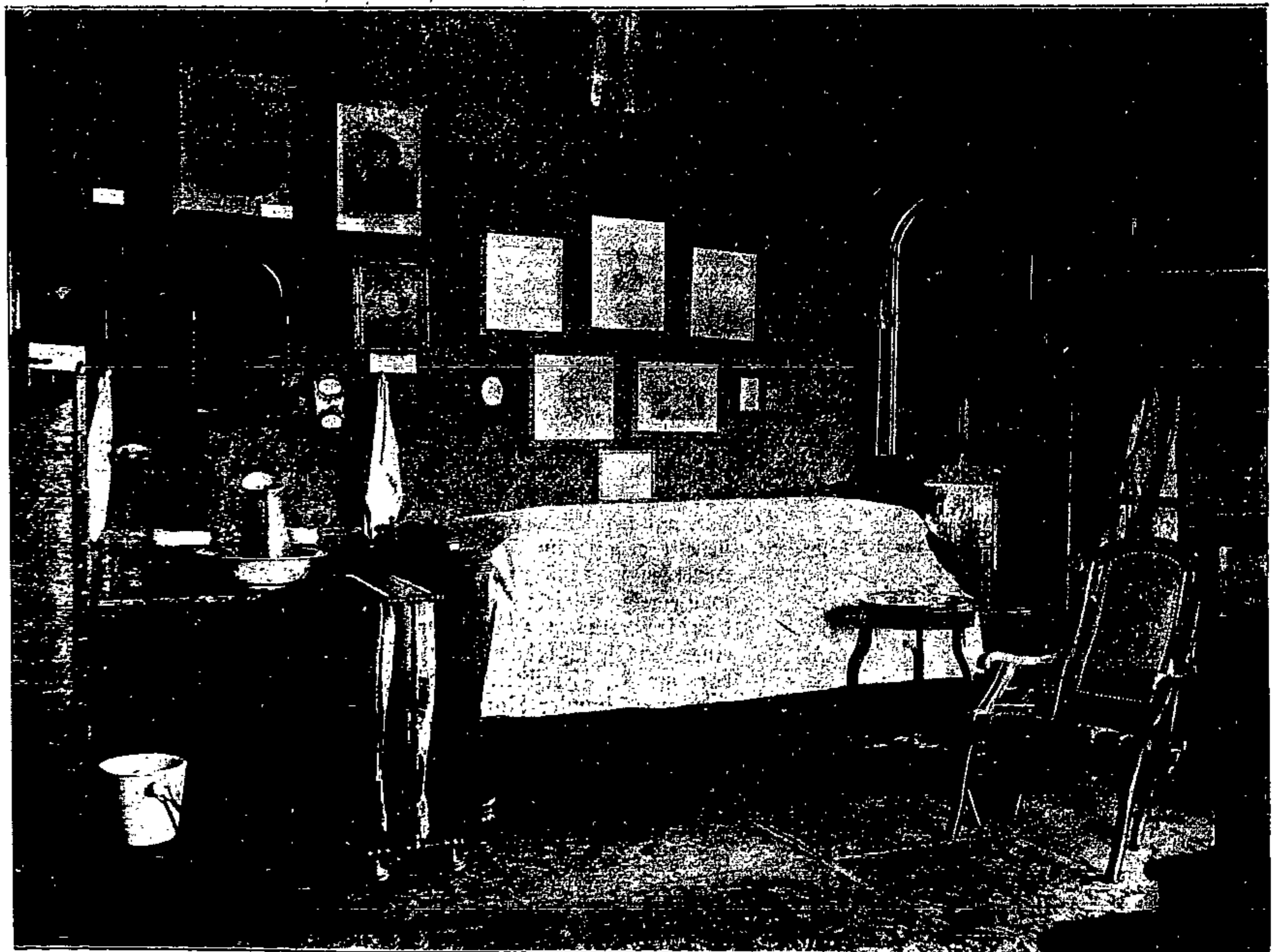
zum November 1834 hat er in Berlin in Untersuchung gefesselt. Er wurde öfters vernommen, wobei natürlich nicht viel aus ihm herauszubringen war, weil er nichts zu sagen hatte, und blieb in Ungewißheit über sein Schicksal. Nicht das allein marterte ihn, obwohl der Wechsel zwischen Furcht und Hoffnung schon schlimm genug war, der Hoffnung nach seiner Heimat auszufahren zu werden, seitdem er doch in Preußen überhaupt nichts verborgen hatte, oder wenigstens milde Richter zu finden, womit ihn sein Vater tröstete — der Furcht, auf unbestimmte Zeiten hinaus so weiter behandelt zu werden wie in der Hausvogtei. Es ging ihm hier überaus schlecht; denn er wurde von Anfang an nicht wie ein Untersuchungsgesangener gehalten, sondern wie ein überführter schwerer Verbrecher von einer ganz unmenschlichen Obrigkeit behandelt wird. Erst pferchte man ihn in der Stadtvogtei mit Strohsack zusammen, hernach befand er sich in der Hausvogtei monatelang in einer Dutzelle ohne Sitzgelegenheit. Sein Gemütszustand wurde dabei immer gedrückter, und er war schließlich so weit, den Moment herbeizusehnen, wo man ihn aus der Berliner Bastille endlich auf eine Festung überführen würde.

Es geschah, als Reuter über ein Jahr gefesselt hatte, ohne ein Urteil empfangen zu haben. Und eine Entscheidung lag auch noch nicht vor, als er nun nach der schlesischen Gebirgsfestung Silberberg geschafft wurde. Hier begann also seine Festungszeit, aus deren späteren Abschnitten Reuters berühmtes Buch „Mit mine Festungstid“ eine große Anzahl von Episoden humorvoll darstellt. Man darf bei dem Gemüß

dieses Reuterschen Wertes nur nicht etwa glauben, hier eine Geschichte der ganzen Festungszeit oder auch nur ihrer zweiten Hälfte zu finden. Der größte Mann nimmt in dem Buche die Schilderung der heiteren Augenblicke ein, hinter denen die schweren Stunden stark zurücktreten. In Wirklichkeit überwogen die letzteren jene weitaus. Er fand es denn auch selbst beim Schreiben seines Buches gar zu schwer, „eine absichtliche Festungszeit ins Humoristische zu übersetzen“. Bei der ersten und schwersten Hälfte hat er dies denn auch gar nicht erst versucht, und in den humoristisch bearbeiteten Zeitabschnitten ist, sicher nicht zum Nachteil des Wertes, denn doch das Traurige und Bittere

nicht einfach ganz weggelassen, sondern noch mancher leise Nachhall der zornigen Klage übriggeblieben, die der Dichter einmal im Privatgespräch darüber führte, daß man ihm seine Jugend gestohlen habe.

Silberberg war auch eine schlimme Leidensstation für Reuter. Er mußte in einer ungesunden Kasematte hausen, die feucht und bei der bitteren Kälte der Gebirgsregion nicht warm zu kriegen war. Ueble Folgen für Reuters ganzes weiteres Leben ergaben sich hieraus, weiter aus der ungenügenden Ernährung und aus der seelischen Niedergeschlagenheit. Gleich seinen Leidensgefährten griff nämlich Reuter mitunter zur Flasche, in Ermangelung der Mittel zur Beschaffung noblerer Betäubungsmittel, zur Branntweinflasche. Selbstverständlich trifft dieserhalb die unglücklichen Opfer der Reaktion keinerlei Vorwurf; ein solcher ist vielmehr lediglich ihren Sterkmeistern, vom Könige von Preußen abwärts, zu machen, die Reuter und seine Gefährten in eine derartige Lage brachten, daß die Verirrung auf diesen Abweg notwendige Folge war. Reuter ist vielmehr zu rühmen wegen der Energie, mit der er des unglücklichen, auf der Festung erworbenen Triebes zu gelegentlichen schweren Trinkexzessen mehr und mehr Herr wurde; viel Leid ist aber in der Freiheit zunächst über ihn gekommen infolge von Rückschlägen in ein Uebel, das die Grausamkeit des Junkerstaates über ihn gebracht hatte. Er lernte diesen Junkerstaat zu Silberberg in seinem ganzen Glanze kennen. Reuter mußte bald die Bemerkung machen, daß Spitzbuben von Stand es viel besser auf Festung hatten als die sogenannten politischen Verbrecher bürgerlicher Herkunft und Denkart. In Silberberg lebten wirkliche schwere Verbrecher aus der Mitte der Edelsten und Vesten ganz gemütlich in der Stadt anstatt auf der Festung, weil sie das Leben da oben angeblich nicht vertragen konnten. „Dieser Art ihr kostbares Leben mußte konserviert werden,“ sagt Reuter in der „Festungstid“, „an uns Hochver-



Fritz Reuters Sterbezimmer im Reuterhaus zu Eisenach.

rättern und Königsräubern war ja nichts gelegen. Schade, daß wir nicht auch vornehm waren und gestohlen hatten."

In Silberberg erhielt Meuter nach mehr als dreijähriger Ungewißheit endlich das Urteil



Neu-Brandenburg. In der Mitte Turm u. Tor.



Der Kommandant Graf Sacke war ein hochfendaler Herr, ein strammer Urreaktionär. Er betrachtete seine politischen Gefangenen mit dem alltäglichen Haß des richtigen Junkers auf alle Gegner der Vorrechte seiner Klasse. So behandelte er die „Demagogen“ nicht als das, was sie nach ihrem Urteil waren, als Festungsbäst-

Luft erfüllt. Den Spaziergang auf dem Hof verfehlte der Gestank der dort befindlichen Klopfgruben mit den Excrementen von 500 Menschen; auch die Kohlendämpfe einer benachbarten Eisengießerei waren für die Gesundheit der Ge-



Rechte und linke Seite: Partie an der Mauer.

für sein Verbrechen mißliebiger politischer Gesinnungen, die übrigens bloß auf einen recht gemäßigten Liberalismus herankamen. Er hatte sich für das Verlangen nach einer Verfassung und Volksvertretung begeistert, d. h. für eben die Dinge, die König Friedrich Wilhelm III. von Preußen seinen Untertanen wieder und wieder versprochen hatte. Das hinderte nicht, daß Meuter und Genossen für das offizielle Preußen todeswürdige Verbrecher waren. Auf den Tod lautete nämlich das Kammergerichtsurteil, das ihm und seinen Leidensgefährten Ende Januar 1837 eröffnet wurde.

Der König wandelte die Strafe in dreißigjährige Festungshaft um: so sah die Gerechtigkeitsliebe und Milde dieses Hohenzollern aus. Sein, der Junker und Klassenjustiz Opfer verfiel trotz des furchtbaren Erkenntnisses, das seine schlimmsten Erwartungen übertraf, nicht in völlige Verzweiflung, sondern behielt einen Rest von Lebensmut, der durch jeden kleinen Lichtblick gemehrt wurde. Ein solcher war die bald auf das Urteil folgende Versetzung nach Glogau, wo er in etwas erträglichere Verhältnisse als in Silberberg kam. In Glogau war seines



Tausendjährige Eichen im Walde von Jvenat.

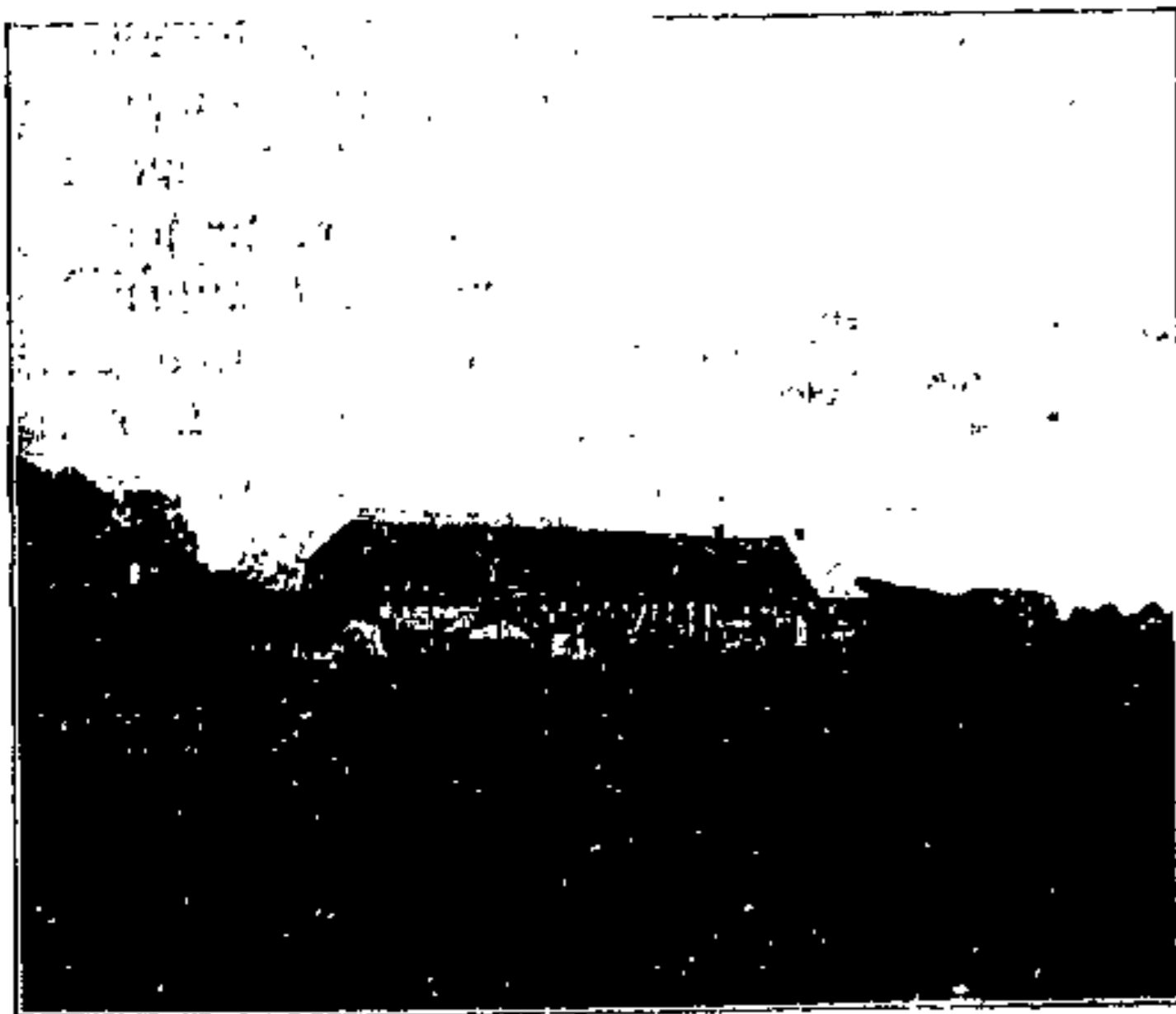
fangenen schädlich. Die sanitären Mißstände und ihre Folgen waren derart, daß nach dem Tode des Grafen Sacke, wonach sich einiges besserte, der zweite Kommandant nach Berlin melden ließ, wenn nicht bald eine Aenderung mit den Stubengefangenen eintrete, so müßten sie alle zugrunde gehen. Darauf erschien eine Kommission von Sachverständigen, in deren Bericht es denn auch hieß: „Den politischen Gefangenen im Inquisitoriat zu Magdeburg fehlt es an den drei notwendigsten Lebensbedingungen, an frischer Luft, an Licht und an Wärme; auch ist das Trinkwasser, da es Flußwasser von unterhalb der Stadt ist, nicht zu genießen.“

Meuter knüpfte an die Mitteilung dieser empörenden Tatsache die Bemerkung, da wunderten sich die Leute noch, wie einer Demokrat werden könne: „Als wir eingesperrt wurden, waren wir's nicht, als wir herauskamen, waren wir's alle.“ In anderen Anschauungen konnte Meuter um so weniger kommen, als er auch mit dem preussischen Königtum wieder Erfahrungen machte, bei denen die monarchische Gesinnung unmöglich gedeihen konnte. Der alte Meuter so wohl als Fritz selber hatten gehofft, daß Fried-

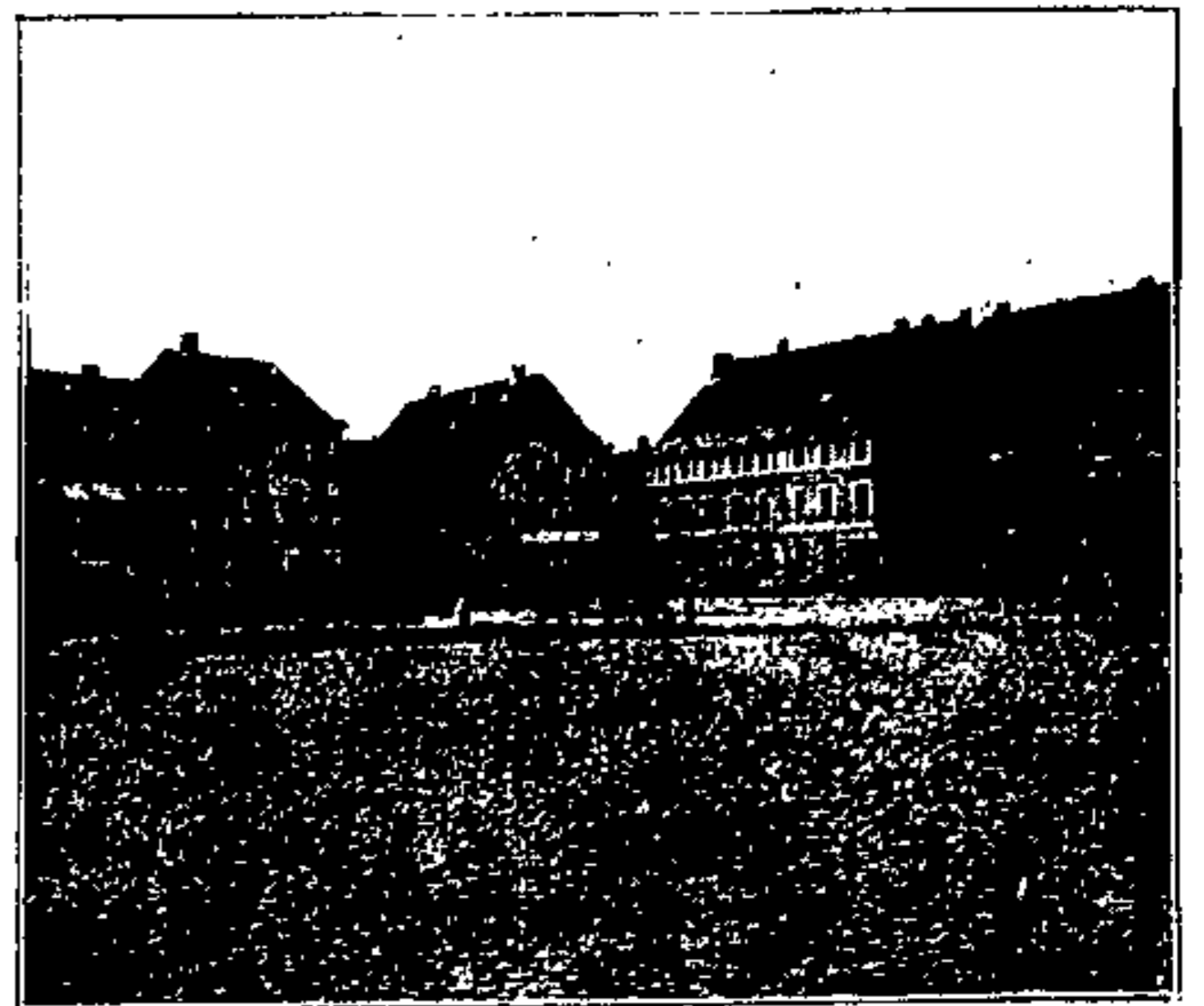
singe, sondern sperrte sie ins Inquisitoriat, d. h. in ein Zellengefängnis: Meuter kam in ein Loch von zwölf Fuß Länge und sechs Fuß Breite, durch dessen Fensterraster er von einem Schemel aus eine kahle Mauer und einen öden Hof erblicken konnte, dagegen nicht den Himmel oder gar die Sonne. Der Mann war gleich den übrigen feucht, schlecht geheizt und mit schlechter



Meuters Geburtshaus.



Stavenhagen: Der Meuterhof.



Der Marktplatz von Stavenhagen.

bleibens nicht lange, sondern er mußte bald einer anderen Festung zureisen, Magdeburg, wo ihn ein alter Freund, der hier schon lange saß und kaum wiederzuerkennen war, mit den unheilverkündenden Worten begrüßte: „Unseliger, wie kommst Du hier her?“ Magdeburg war in der Tat für Meuter wie für seine Leidensgefährten eine böse Station auf der Wanderung durch preussische Festungen.

rich Wilhelm III. bei seinem vierzigjährigen Regierungsjubiläum eine allgemeine Amnestie auch zugunsten der Demagogen erlassen werde, und beide hatten, um zur Erfüllung dieser Erwartung beizutragen, Gnadengesuche an den preussischen König gerichtet. Aber da war keine Spur von der Einsicht zu finden, daß den Opfern der vorderrussischen Justiz durch Begnadigung nur ihr gutes Recht würde. Im Staats-

rat wurde die Freigebung der Demagogen abgelehnt. Am energischsten trat gegen die völlige Vernichtung auf der Vorstunde des Staatsrats, Meurers Landsmann, Herzog Karl von Mecklenburg, der Führer der sogenannten mecklenburgischen Fraktion in Berlin, mit anderen Worten, der allmächtigen Junkerpartei. Das einzige, was der König zu Meurers Gunsten tat, war die Herabsetzung der Strafe auf acht Jahre, so daß der unschuldig Verurteilte nach Friedrich Wilhelms menschenfreundlichem Beschluß immer noch vier Jahre für nichts und wieder nichts brummen sollte. Meurer blieb nach diesem königlichen Gnadenakt nicht mehr lange in Magdeburg, sondern wurde im Jahre 1838 nach Graudenz versetzt, wo etwas bessere Tage für ihn anbrachen, wie er das so köstlich in der „Festungstid“ geschildert hat. Unterwegs aber bekam er noch einmal in Berlin mit „Düfel“ Dambach zu tun. Dambach ließ Meurer und seinen Reisegefährten zwei Tage und zwei Nächte in unglaublich menschenunwürdiger Weise in der Hausvogtei zubringen und besaß außerdem die teuflische Bosheit, Meurers nach Berlin geeilten Vater ein Wiedersehen mit dem Sohne abzuschlagen. Nach alledem kann man sich nicht wundern, wenn Meurer sich schließlich sogar danach sehnte, von Preußen an Mecklenburg ausgeliefert zu werden. Er durfte sich davon eine Wilderung seines Voses versprechen: waren doch die in ihrer Heimat abgerichteten Mecklenburger alleamt mit höchstens zwei Jahren davongekommen. Es gelang auch schließlich, die mecklenburgischen maßgebenden Stellen soweit für das so lange der preussischen Willkür preisgegebene Landeskind zu interessieren, daß in Berlin des öfteren Schritte getan wurden, um die Auslieferung Meurers herbeizuführen. In den höchsten Regionen Preußens sträubte man sich lange, und als schließlich, im Mai 1839, Friedrich Wilhelm III. dem persönlichen Ersuchen seines mecklenburgischen Schwiegersohnes stattgab, behielt er sich doch in seinem Schreiben ausdrücklich vor, daß eine etwaige weitere Ermäßigung jener Strafe „ohne Meine Einwilligung“ nicht eintreten dürfe. Auf die „Gnade“ des Königs ist Meurer denn auch nicht gut zu sprechen: „Als er tot war, da kam die Gnade!“ Solange, das heißt bis zum Sommer 1840, mußte Meurer nun auch auf der mecklenburgischen Festung Dömitz zubringen, wo er zwar im allgemeinen nicht besonders streng gehalten wurde, aber wegen eines Mißfalls in sein altes Leiden die unverdiente Demütigung erlebte, vom Kommandanten öffentlich zum „Säufer“ gestempelt zu werden. In diesem falschen Licht sah ihn auch, wegen vereinzelter alkoholischer Exzesse, der eigene Vater, nachdem nun endlich, in Konsequenz der beim preussischen Thronwechsel erlassenen Amnestie, die mecklenburgische Regierung Meurer freiließ. Und der alte Herr hatte sich so in Vorurteile gegen den als ein Familienunglück geltenden Sohn festgerannt, daß er bei Abfassung seines Testaments eine Bestimmung einfügte, die überaus ungerecht gegen Fritz war und ihn leicht zum wirklichen „Säufer“ hätte machen können. Die Bestimmung ging dahin, daß Fritz zwar ebensoviel wie seine beiden Halbschwester erben sollte, nämlich 4750 Taler. Ausgezahlt sollte ihm dieses Kapital aber erst nach drei Jahren der Enthaltensamkeit werden, bis dahin bloß die Zinsen, und auch des Genusses der Zinsen sollte er verlustig gehen, d. h. gänzlich zugunsten der Schwestern enterbt werden, wenn er sich verheirate.

Als mildernden Umstand kann man für den alten Herren bloß seine einseitige Beschränktheit geltend machen, die sich gar nicht darin finden konnte, daß der Sohn nun auch nach der Festungszeit, die ihn naturgemäß in seinen Studien nicht vorwärts gebracht hatte, sich für die Juristerei nicht erwärmen konnte, die er

nach des Vaters Wunsch weiter betreiben sollte und zunächst auch wirklich betrieb, bei seiner Abneigung dagegen erklärlicherweise mit schlechtem Erfolg. Schließlich fand sich der alte Meurer darin, daß Fritz sich dem Beruf widmete, zu dem er Lust hatte, nämlich der Landwirtschaft, blieb freilich sehr skeptisch, da er den Sohn für arbeitslos hielt und gab ihm zu bedenken, daß von Uebernahme einer Pachtung oder gar der väterlichen Grundstücke keine Rede sein könne. Die ganze Größe der väterlichen Grausamkeit hat Meurer aber erst beim Tode des Vaters erfahren, als er schon jahrelang Landwirt war. Dadurch wurde es ihm nun unmöglich, es in dem erwählten Berufe zur Selbstständigkeit zu bringen: dazu fehlte ihm, wie er selbst sagt, „die Hauptsache, das Geld“. Deshalb sind aber die acht in der Landwirtschaft verbrachten Jahre für ihn nicht fruchtlos gewesen. In dieser Zeit erlangte er nämlich die genaue Bekanntschaft mit Land und Leuten, die ihn befähigte, die sozialen Verhältnisse seiner Heimat, besonders ihrer Mittergüter, mit solcher Anschaulichkeit zu schildern, wie er es hernach in seinen Werken getan hat. Sein Hauptprosawerk „Um mine Stromtid“ führt sich schon durch seinen Titel als ein Produkt der ökonomischen Periode Meurers ein. Die Idee dazu ist tatsächlich bereits während Meurers Tätigkeit auf mecklenburgischen und pommerschen Gütern gefaßt, die Ausföhrung damals begonnen worden. Da hat er die Gestalten aus allen Schichten der mecklenburgischen Bevölkerung kennen gelernt, die in der „Stromtid“ so anschaulich gezeichnet werden, vor allem auch die Edelleute, die in Axel von Ranzow seinen besonders schmeichelhaften Vertreter haben. Soweit die Klassengegensätze in der „Stromtid“ zur Darstellung gelangen, geht das auf Meurers persönliche Erfahrungen zurück. Er hat hier freilich gegenüber der Wirklichkeit manches gemildert. Der humoristische Grundzug der Dichtung wirkt auch vielfach beeinträchtigend auf die Naturgetreue der sozialen Schilderungen ein, wie es denn überhaupt etwas gar zu gemüthlich und versöhnlich in der „Stromtid“ hergeht.

Das ist nun ganz anders in Meurers Hauptwerk in Versen, in „Rein Hüfung“, das gleichfalls ein dichterischer Niederschlag der persönlichen Eindrücke Meurers während seiner Landmannzeit ist und nun ganz ungemildert die scharfen sozialen Gegensätze von Rittergutsbesitzern und Tagelöhnern gegenüberstellt, von Humor denn auch freilich nicht viel verspüren läßt, sondern eine furchtbare Tragödie aus dem Leben der Besitzlosen auf dem Lande in sich schließt. Meurer sah in „Rein Hüfung“, dieser ergreifenden Schilderung des mecklenburgischen Tagelöhnerlebens auf den großen Gütern, stets sein bestes Werk. Es hat freilich zu seinen Lebzeiten beim lauffähigen Publikum nicht so viel Anerkennung gefunden, wie die humoristischen Sachen. Kein Wunder, bei der ausgesprochenen Stellungnahme des Dichters zugunsten der unterdrückten und enterbten Landproletarier, deren Misere ihn schon ergriffen und zu dichterischer Behandlung angeregt hatte, als er noch in Dömitz Festungsgefangener war. Seitdem gehörte ihnen stets Meurers Sympathie. Versteht sich, daß „Rein Hüfung“ dieierhalb von allem, was konservativ hieß, mit Wutgebrüll begrüßt wurde, als aller menschlichen und göttlichen Autorität höhnpredend. Meurer wunderte sich über die Entrüstung der Junkerpartei nicht, weil das Werk „die wunden Stellen unserer Gesetzgebung und unserer Gesellschaft“ schonungslos berührte, weil es einen Angriff auf eine Hauptstütze des adeligen „Schlendoranregiments“ darstellt. Diese Junkerwirtschaft hat eben schon in der Landmannzeit Meurers seine vollste Abneigung auf sich gezogen und das Bedürfnis in ihm wachgerufen, „unseren Zwän-

gern und Drängern die Wahrheit zu sagen, den Schimpf von dem Nacken des geknechteten und geächteten Volkes zu nehmen und ihn denen ins Angesicht zurückzuschleudern, die in ihrer Gesamtheit verdienen, mit Schimpf vor dem deutschen Volke genannt zu werden.“

Den ländlichen Erfahrungen Meurers wie seinen Erlebnissen in der Zeit der Demagogenverfolgungen ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß er, zur Schriftstellerei übergegangen, nicht ein bloßer Spasmacher wurde, sondern für die besten seiner Schöpfungen immer einen großen sozialen Hintergrund hatte, der die Leistung er-spröcklicher macht, als es bei bloßen Scherzen möglich wäre. Meurer hat einmal geäußert, ihn habe die Not zum Schriftsteller gemacht. Das ist insofern richtig, als ihn die Unmöglichkeit, bei der Beschaffenheit des väterlichen Testaments in der Landwirtschaft zur Gründung eines eigenen Herdes zu gelangen, dazu getrieben hat, sich nach anderen Existenzmöglichkeiten umzusehen. Er fand sie seit Anfang der fünfziger Jahre in der pädagogischen Tätigkeit, die er in Treptow an der Tollense vornehmlich als Turnlehrer betrieb; daneben zunächst verlegte er sich auf die Schriftstellerei, die 1853 das erste Buch aus seiner Feder ergab, die „Läuschen und Mäusel“, eine Sammlung von plattdeutschen Scherzgedichten, die großen Erfolg hatte und ihn die Dialektdichtung als seine Spezialität erkennen ließ. Damit war aber Meurer tatsächlich auch auf den Beruf gestoßen, für den er geboren war, was übrigens scharfsichtige Freunde schon in seiner Defonomenzeit erkannt hatten. Mit der steigenden Beliebtheit seiner dichterischen Veröffentlichungen konnte er nun auch den Schulmeister an den Nagel hängen und sich ganz der Tätigkeit widmen, zu der er geschaffen war. Die fünfziger und sechziger Jahre brachten eine Reihe von Werken Meurers, die hier nicht im einzelnen charakterisiert werden können. Einige sind schon erwähnt, noch zu nennen wären besonders die Reimdichtungen „Hanne Rüte“ und „De Reif nah Velligen“, die Prosaarbeiten „Ut de Franzosentid“, in der Stabenhagener Gestalten aus Meurers Jugendzeit in historischem Milieu auftreten, und „Dörchländting“, mit ihrer köstlichen Verpottung des Duodezfürstentums vom Cerenissimustyp.

Meurers Leben floß nun, nachdem er in gesicherter Existenz da stand und in glücklicher Ehe eine behagliche Häuslichkeit besaß, erst in Treptow, dann in Neu-Brandenburg und seit 1863 in Eisenach ohne solche Abenteuer dahin, wie seine Jugend sie ihm gebracht. Die Unterbrechungen des gleichmäßigen Verlaufs bestanden bloß in gelegentlichen Reisen, worunter die Orienttour, die er im Frühjahr 1864 machte, am bekanntesten geworden ist, weil er sie seinem allerdings nicht gerade besten Werk zugrunde legte, der humoristischen Reisebeschreibung „De mecklenbörgschen Montecchi un Capuletti oder de Reif nah Konstantinopel“. Dieses Buch, das 1868 erschien, war Meurers letzte größere schriftstellerische Leistung. Seine Produktivität erlahmte seitdem, und am 12. Juli 1874 ist er einem Herzleiden erlegen. Zu den letzten Gedanken, die ihn beschäftigten, gehörte der, ob ihn seine Schriften wohl überleben würden. Diese Frage ist nach der Erfahrung von mehr als einem Menschenalter in dem Sinne zu beantworten, daß ihm seine Schriften die Unsterblichkeit gesichert haben. Die Verehrer der Meurerischen Muse in Scherz und Ernst sind immer zahlreicher geworden, nicht am wenigsten unter dem Proletariat, das allen Grund hat, den plattdeutschen Dichter auch deshalb hoch zu schätzen, weil er ein warmes Mitgefühl für die ländliche Arbeiterklasse besaß und offen ausgesprochen hat, unbekümmert um den Born des Junkertums, dessen abgezagter Gegner er alle Zeit gewesen ist. —

Meine Vaterstadt Stavenhagen.

Huszug aus den „Schurr-Murr“-Erzählungen Fritz Reuter's.

Mehr als fünfundvierzig Jahre sind an den räucherigen Dächern meiner kleinen Vaterstadt hingekollt, seit ich die ersten deutlichen Eindrücke von der Erhabenheit seines Kirchturmes, der Großartigkeit seines Rathhauses und der Majestät seines Amtsgebäudes, gewöhnlich „das Schloß“ benannt, empfing. Drei neue Straßen haben seit jener Zeit die Gestalt der Stadt so verändert, daß ich mich mit Mühe darin zurecht finde, und ausnahmsweise lähne Männer haben den Schutz des zur Sommerzeit etwas überfließenden Wallgrabens verschmäht und sich vor den Toren angesiedelt, jeder Gefahr led die Stirn bietend, die innerhalb den Minguanern der Stadt der Polizeidiener und die Nachtwächter zu verschrecken verpflichtet sind. Die Priesterkoppel, wo ich durch meinen Papierdrachen Korrespondenz mit den Wolken pflog, ist jetzt mit einem Häusermeer bedeckt; wo ich sonst in jugendlicher Lust dem Ballspiele oblag, werden jetzt Wälle gegeben; der alte trauliche, in süßer Heimlichkeit verschlossene Bullenwinkel hat seine geöffneten Ränne den Strömen des Verkehrs übergeben müssen, und der alte Bauhof mit seiner schönen großen Mistpyße, in die ich zum Schrecken meiner guten Mutter regelmäßig jeden Winter ein oder mehrere Male mit dem Eise einbrach, ist zum fashionablen Westende der Stadt geworden, und wo wir Knaben früher im idyllischen Spiel mit den Krälbern, Lämmern und Füllen des alten Rahmacher umhersprangen, wird von den gebildeten Töchtern der Hautevolee jetzt Polka-Mazurka eingeübt. Die Straßen sind aufs beste gepflastert, und von den Toren der Stadt aus gehen direkte Chausseen nach Hamburg, Paris, Berlin und St. Petersburg. . . . Posten und Extra-Posten gehen unablässig, richtige Zeit haltend, hin und her durch die Straßen, Equipagen mit und ohne Kammerjungfern, Equipagen mit und ohne Bulldoggen und Tigerhunden, Equipagen, in denen Pferde und Rindvieh spazieren gefahren werden, halten vor einer Anzahl von Gasthöfen. Die vorzugsweise „Reisende“ genannte Nation, mit dem herrschenden Stamm der Weinreisenden an der Spitze, ist völkerwandernd und völkerbeglückend über die Stadt ausgegossen und sucht die Segnungen einer im steten Steigen begriffenen Zivilisation über die imwohnenden Schuster und Schneider zu verbreiten. Diese selbst haben in aller Stille den jeden Nationalökonomien ersiehenden Beweis geliefert, daß trotz aller hemmenden Heimatsgehe und Zugunghinderungen eine Bevölkerung von 1200 Einwohnern in vierzig Jahren imstande ist, sich durch Kraft und Ausdauer auf 2500 zu bringen.

Wie ganz anders war es in meinen Kinderjahren. Ungefähr monatlich einmal zog kotbespritzt ein einsamer Probenreiter auf buglahmem Gaul in die Tore der Stadt ein und erkundigte sich in ergötzlichem ausländischen Dialekte bei einem Straßenjungen, etwa bei mir, nach dem einzigen Gasthose des Städtchens. Unter uns Mägen entspann sich dann ein lebhafter Streit, wer den Fremden zu Tolls, später Schmidt, später Ventel, später Kämpfer, später Koffel, später Holz, jetzt Glasen, geleiten sollte, ihm sämtlich das Komitat zu geben, dem sich dann noch einige ältere Personen anschlossen und darüber debattierten, ob dies derselbe sei, der vor einem Jahre, oder vor drei Jahren die Stadt beglückt habe. Kein Kellner empfing den Unglücklichen — dies Geschlecht war da-

mals noch nicht geboren —, er war gezwungen, sein Kößlein selbst in den Stall zu führen, seiner selbst wartete in den Räumen des Hotels von allen Erquickungen, welche der Scharfsm der Menschen seit dieser Zeit erfunden hat nur bösländischer Mäje.

Posten kamen damals auch und zeichneten sich durch die Zufälligkeit ihrer Ankunft aus. Zur Herbst-, Frühjahrs-, oder Winterszeit namentlich kam gewöhnlich der Postillon auf einem Vorderpferde vorausgesprängt und brachte die tröstliche Nachricht, die Post würde bald kommen, sie wäre schon beim Dremsekrug*; „aewer dor is sei tau Senf dremen“**, war dann der erfreuliche Nachsatz, welcher dann eine gründliche Nach- und Ausgrabung zur Folge hatte. Endlich kam dann ein hellblau angestrichener, durch Ketten und Eisenstangen auf mannigfaltigste versicherter, mit acht Pferden bespannter offener Startoffelkasten in die Stadt hineingerumpelt, auf dessen quer über die Leiterbäume gelegten Wänken eine Anzahl halb „verklanter“ Unglücklichen, wie Schafe zur Schlachtbank, zum Posthause gefahren wurden, wo dann eine Sondernng zwischen den Schafen und Wöcken eintrat. Die Wöcke blieben vor der Tür, die Schafe gingen ins Posthaus und wurden dort von dem Postschreiber, der in einer Art Vogelbauer sah, welches er sein Kontor zu nennen beliebte, den gebräuchlichen Verationen unterworfen, von denen die Wöcke befreit blieben. Die Reiweltät, die sich in dieser Staats-einrichtung aussprach, ging soweit, daß, als der Postschreiber seine postalischen Bemerkungen irrtümlich auf einen vor der Tür stehenden Bod ausdehnen wollte, ihm derselbe trocken zur Antwort gab: „Sei bewonen mi nicks tau seggen, id bin en Vuck.“

Wo jetzt in starrer, trockener Regelmäßigkeit die Chausseen sich hinziehen und das Auge blenden und ermüden, wo lange Reihen langweilig kongruenter Pappeln den Wanderer gleichsam zum ewigen Spiekrutenlaufen verdammten, wand sich damals der Weg in lieblich mäandrischer Krümmung durch pittoreske Alleen gekröpfter Weiden dahin und bot dem Auge in Gestalt von Hüften und knietiefen Gleisen die Mannigfaltigkeit von Berg und Tal und See. Den etwa Strauchelnden nahm die liebende Mutter Erde in ihrem weichen Schoße auf und entließ ihn nur mit einem Andenken an sich.

Leider war mit diesen malerischen Ergötzlichkeiten eine gewisse Unbequemlichkeit des Reisens verbunden, die uns während der Wintermonate außer Verkehr mit der Welt versetzte, und nur entschiedenen Wagehalsen erlaubte, die heimatlichen Tore zu verlassen. Ich entsinne mich noch, daß ein Kaufmann unserer Stadt, der vielleicht überseeischen Handel betreiben mochte, sich bestimmt aber durch sehr gewagte Spekulationen in Feuerschwamm, Lorbeerblättern und Korinthen vor seinen Gewerbsgenossen auszeichnete, tags vor seiner Abreise nach Hamburg im blauen Leibrock mit blanken Knöpfen und wildledernen Handschuhen — das Glacé war noch nicht erfunden — in der Stadt, Hans bei Hans, auf Leben und Sterben Abschiedsvisiten machte; wie er nach der Kirche, in der er das heilige Abendmahl genommen, auch zu uns kam, allen die Hand reichte und in tiefer Nührung das Haus verließ. Ich sehe meine Tante Christine noch, wie sie ihm mit vorgerecktem Halse nachsah, bis die sturmbewegten

Schöße seines neuen Leibrock hinter der Apothekerecke verschwanden; ich höre sie noch in die Worte ausbrechen: „Ne! Wat is 't för ein Wink!“ Der Mann kam nicht wieder. Dunkle Gerüchte von „zu Schadenkommen“ und „Halzbrechen“ und dann wieder von einer verfehlten Lorbeerblätterpekulation und demnächstiger Abreise nach Malavia kamen uns freilich zu Ehren; Gewißheit ward uns aber nicht zuteil, und selbst den aufklärenden Talenten der Polizei ist es nie gelungen, das Dunkel zu enthüllen.

Die mannigfachen Verkehrshinderungen, die aus dem Schlamme lehmiger Bizinakwege emporwuchsen, wurden von einer unverwöhnten Bevölkerung mit stoischem Gleichmüte als unvermeidliche Erdensübel hingenommen, und nur dann, wenn die trocknenden Frühlingswinde und die warme Juni Sonne die Hauptschlachten gegen die Einflüsse des Winters geschlagen hatten, rüstete sich die Besatzung eines Chaisewagens, die den vielversprechenden und wohlklingenden Namen einer Wegebesichtigungskommission führte, als fliegendes Korps die Niederlage des nordischen Herrschers zu vervollständigen und seine Spur von der Erde zu vertilgen. So ein Sommerfeldzug hatte seine behaglichen Zeiten; das Terrain war bekannt, die Etappenörter nicht zu weit belegen, das Land mit allem reichlich versehen, und klüglich wußte man es so einzurichten, daß man zum Frühstück bei Wächter A. eintraf, dessen Frau als Verfasserin der besten Schinken bekannt war, zum Mittag beim Wächter B., der schon vorläufig den Tod eines fetten Kalbes annonciert hatte, und zu Abend beim Wutsbesitzer C., der noch neulich durch die Größe seiner Karauschen eine Wette gewonnen hatte. Die Geschäfte der Kommission waren angenehmer Natur; man sah von der Höhe des Chaisewagens auf die verharrten Wunden der Wege hinab, man freute sich darüber, daß nun alles wieder so schön in Ordnung sei, und stieß man einmal zufällig auf eine auffallend tiefe Narbe, so überließ man sich dem wohlthuenden Gefühle, welches wir empfinden, wenn es draußen stürmt und regnet und wir behaglich am warmen Ofen sitzen; man freute sich, daß man nicht selbst während des Winters in diesem schrecklichen Lochte sitzen geblieben sei, und verordnete Schönplasterchen für die widerwärtige Narbe, deren Applizierung in Gestalt von Wege-besserungen den einzelnen Wutsinhabern zur Willicht gemacht wurde. Dadurch kam denn nun eine neue Not über unsere kleine Welt. Zehn bis zwölf Tagelöhner wurden zu einer Zeit, in der sonst nichts Müßliches, etwa des vielen Regen wegen, getan werden konnte, unter Anleitung eines Wirtschafters, der noch sehr in den Anfangsgründen des Nivelierungssystems steckte, längs des Weges in die Gräben gestellt und angewiesen, Kot, Schlamm und Rasen ja mitten in den unieligen Weg zu werfen; in die vorzugsweise halzbrechenden Stellen wurden abgesammelte Feldsteine und Bauschutt gestürzt und „Küllpeldämme“ wurden angelegt, Verbesserungsanstalten für sonst unverbesserliche Idealkisten, nutzabweisungreiche Prediaten über die Hinfälligkeit der menschlichen Natur und Kasteiungen des Fleisches, die in tiefgehender Wirkung alles übertragen, was La Trappe jemals erfunden hat. Ein gebesserter Weg war der Schrecken der Umgegend, und ich entsinne mich noch, wie ein wohlmeinender Wächter einmal zu meinem Vater sagte: „Führen* S' den amern Weg; jo nich desen, desen bewonen wi betirt**.“

* früheres Wirtshaus an der alten Stavenhagen-Neubrandenburger Straße.
** stecken geblieben.

* fahren.
** gebessert.

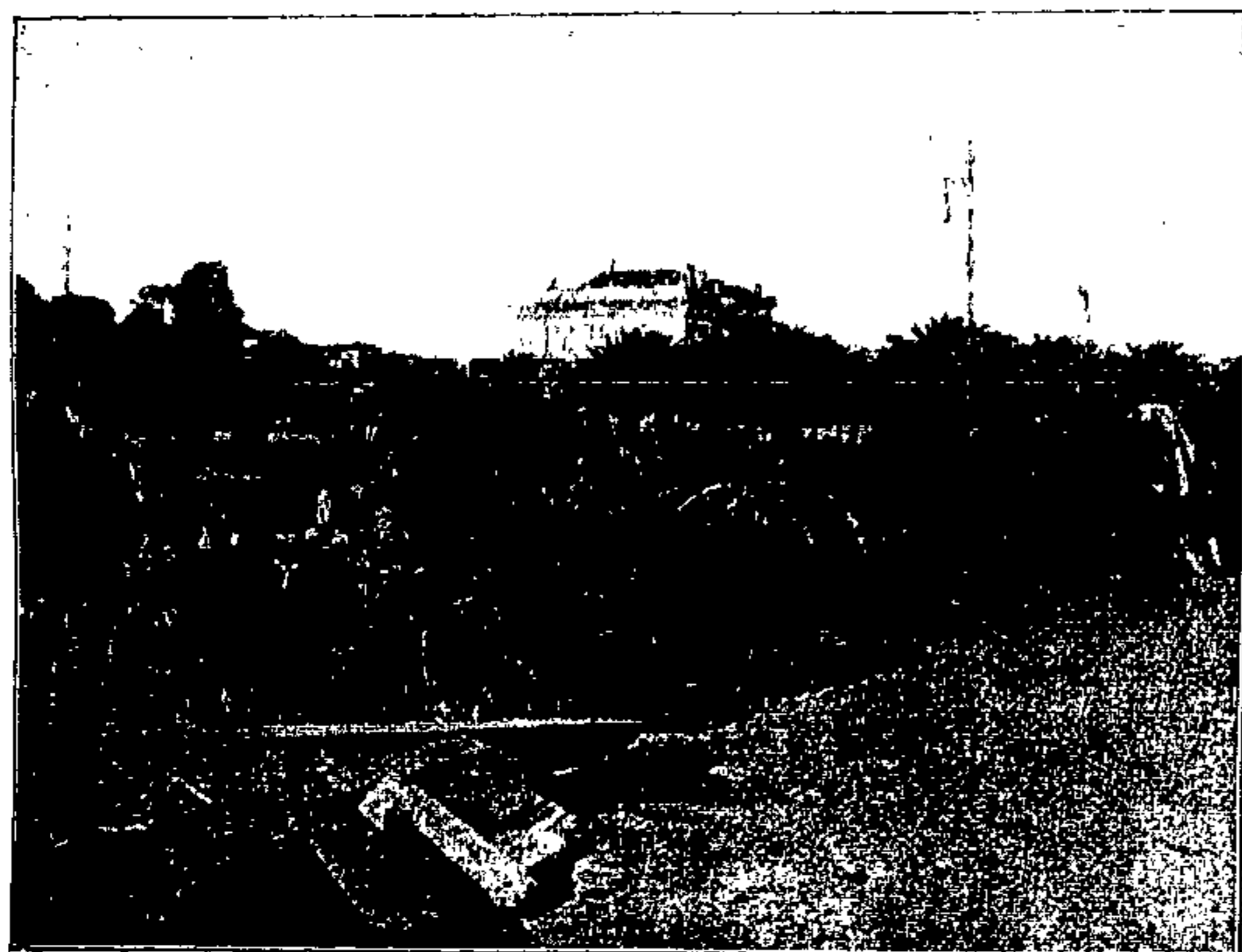
Desinfektionsanlage für Eisenbahnwagen. Neuerdings ist eine Desinfektionsanlage konstruiert worden, die ihren Zweck viel besser erfüllt, als die Desinfektion von Hand. Der Personenwagen wird auf Schienen in einen riesigen Eisenzylinder gefahren, der sich durch einen großen Deckel luftdicht verschließen läßt. Der Zylinder ist 23 m lang und hat 6 m inneren Durchmesser. Mit Hilfe einer Frischdampfheizung kann man das Innere des Zylinders auf 60 Grad Wärme heizen. Davon würden nun die Keime noch nicht abgetötet werden. Wollte man aber noch weiter erhitzen, so würde der Wagen an den Holz- und Stoffteilen Schaden nehmen. Man greift deshalb zu einem physikalischen Kunstgriff. Mittels einer großen Luftpumpe wird die Luft aus dem Zylinder gesaugt, so daß nur noch ganz wenig davon drin bleibt, etwa 2 cm Druck entsprechend. Unter diesem Druck siedet das Wasser schon bei 40 Grad. Durch diesen Umstand erreicht man, daß allen vorhandenen Lebenskeimen ihre Feuchtigkeit entzogen wird und sie absterben müssen. Die aus dem Zylinder gesaugte Luft wird unter die Roste einer Dampfesselfeuerung geleitet, so daß sie durch die Feuer gas hindurch in den Schornstein entweichen muß. Dabei werden die in ihr vorhandenen Keime vernichtet. Die Erhöhung der Temperatur des Zylinders auf 60 Grad dauert eine Stunde. Das vollständige Durchwärmen des Wagens auf diese Temperatur währt fünf Stunden, das Auspumpen der Luft durch einen 20 pferdigen Motor zwei Stunden. Ist die Luftverdünnung erreicht, so wird im Zylinder Formalin verdampft, so daß sich der ganze Raum damit anfüllt. Sodann läßt man wieder frische, reine Luft zuströmen, die sich mit Formalin sättigt und nun in alle Poren des



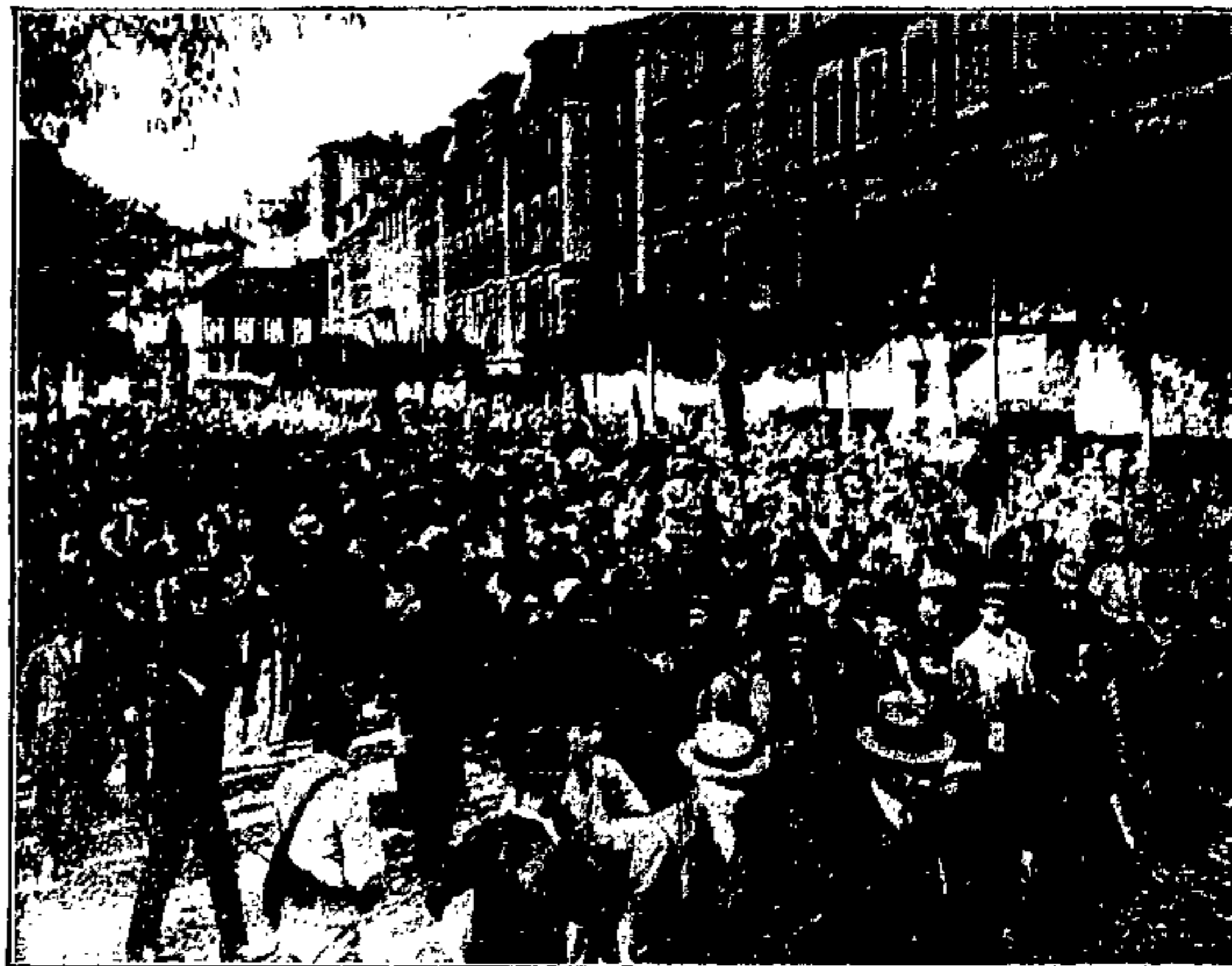
Kurd Lasswitz,
einer der besten Schilderer auf dem Gebiete
des naturwissenschaftlich-technischen Romans,
dem er, gleich Jules Verne, eine legendäre,
märchenhafte Einkleidung zu geben liebte, ist
kurzlich, 62 Jahre alt, in Gotha gestorben.

nach dem Blutgerüst war eine grausame Tortur. Jeder der sieben Opfer waren nämlich zwei Pfaffen beigegeben, die an jeder Stube, die der Zug passierte, Halt machten und den Unglücklichen ins Gewissen zu reden, d. h. in Todesqual zu verlängern. So dauerte der Marsch bis zum Blutgerüst volle vier Stunden. Hier wurde nun ein nach dem anderen an einen Pfahl gebunden und sodann von den Helfern erdroßelt. Bis die unständliche Prozedur erledigt war, vergingen in jedem einzelnen Fall 15 bis 20 Minuten, so daß der letzte nicht weniger als zwei Stunden den Leid seiner Gefährten hatte zusehen müssen, während die Pfaffen unverdrossen die Mordtaten mit ihren Gebeten begleiteten. Mit dem letzten fertig, wuschte sich der Henker den Schwanz vom Gesicht, setzte sich auf den Stuhl, den zuvor sein Opfer am Pfahl eingenommen hatten, trank eine Flasche Wein und rauchte eine Zigarre. Nach dieser Erholung schnitt er den Leichnamen die Köpfe ab. Hernach wurden die zerstückelten Körper auf einen bereitgehaltenen Wagen geworfen und Feuer darunter angemacht, das die blutigen Überreste der Gemordeten in Asche verwandelte. Diese wurden von Galeerensträflingen in Körben abgeholt und in den See geworfen. Damit war diese öffentliche Vorführung endlich abgeschlossen; die absolutistisch-meritale Regisseurin hatte das blutige Schauspiel so eingerichtet, daß es von 8 Uhr morgens bis 6 Uhr abends dauerte.

Zahnradgetriebe für Turbinenschiffe. Der in einem Dampfessel erzeugte Dampf kann bekanntlich auf zweierlei verschiedene Weise zur Arbeitsleistung benutzt werden. Man kann ihn sich ausdehnen lassen, wie es bis vor wenigen Jahrzehnten ausschließlich in den stehendampfmotoren ge-



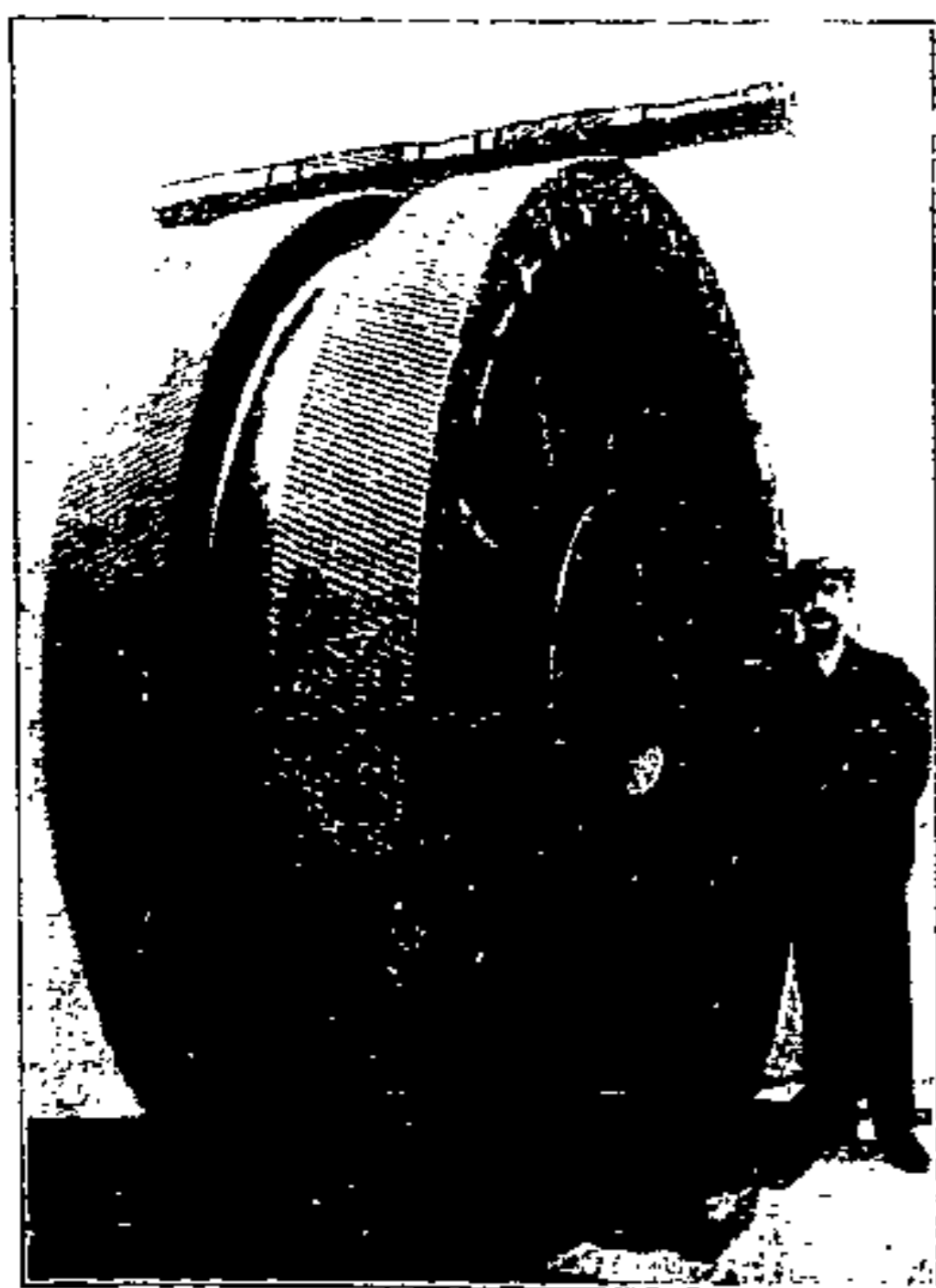
Eine Barrikade vor den Toren der portugiesischen Hauptstadt. Artillerie ist aufgeföhren.
Die Revolution in Portugal.



Eine die Hauptstraße in Lissabon durchziehende Menschenmenge verflündet die Republik.

Materials eindringt, aus dem der Wagen besteht. Hierdurch werden etwa noch vorhandene Keime sicher getötet und der Wagen ist völlig desinfiziert. — Unter Einbeziehung aller Kosten an Tilgung, Verzinsung und Betrieb kommt die Desinfektion eines D-Zug-Wagens auf 35 Mk. zu stehen. Die alte Desinfektionsweise verursacht mehr als das Zehnfache allein an Arbeitslöhnen.

Weißer Schrecken in Portugal. Einen Vorgeschmack von den Dingen, die ein Konterrevolutionärer Erfolg in Portugal

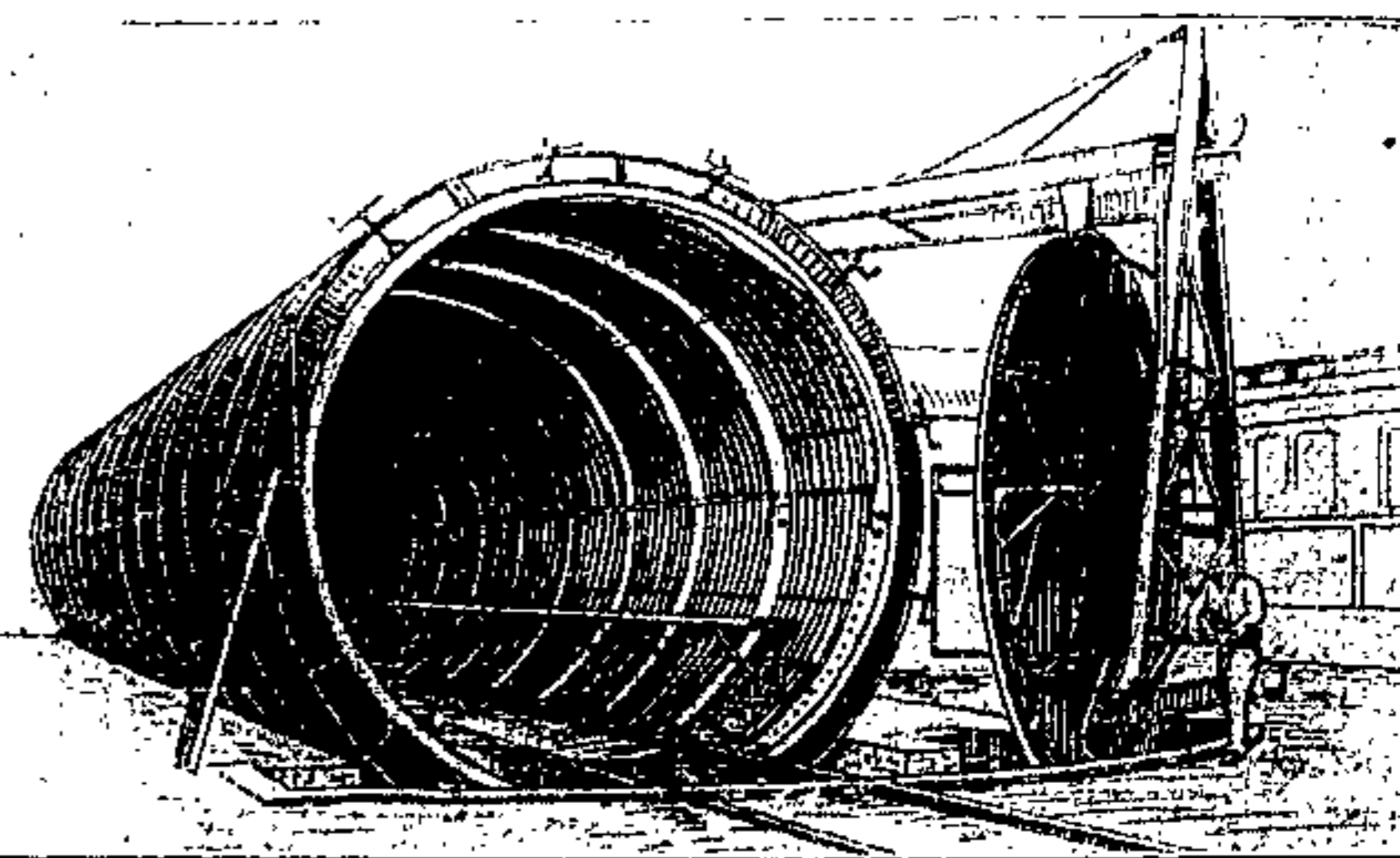


Zahnradgetriebe für Turbinendampfer.

sich bringen würde, geben die Untaten weißen Schreckens, die geschahen, als das Pfaffenium unter der Führung des berüchtigten Tyrannen Dom Miguel 1828 den Anfängen politischer Freiheit gewaltig ein Ende gemacht hatte. Jahrelang herrschte für alle „Verdächtigen“ die völlige Rechtlosigkeit. Lissabon wurde von den Totschlägerbanden dreier Klöster niedergemacht, die, mit Keulen ausgerüstet, nach ihrem Belieben in Häuser eindringen, Verhaftungen vornahmen und überhaupt taten, wozu sie Lust hatten. Im ganzen Lande saßen 1831 über 26 000 politischer „Verbrecher“ Angeklagte im Kerker. 1600 Personen waren nach Afrika deportiert, und eine Menge von Hinrichtungen hatten stattgefunden. Unter diesen reaktionären Mordtaten ist besonders berichtigt die im März 1831 erfolgte Beseitigung von sieben konstitutionellen, denen im Grunde nichts weiter zur Last fiel, als ihre mäßige politische Gesinnung. Sie sollten unschädlich gemacht werden und so schleppte man sie am 16. März 1831 nach dem Lissaboner Platz, auf dem das Schafott errichtet war. Schon der Transport vom Gefängnis

schah, oder aber man kann seine Geschwindigkeit (kinetische Energie) benutzen, wenn er aus einer engen Düse austritt und gegen ein Schaufelrad strömt. Das geschieht in den Dampfturbinen. Da man bei diesen aus bestimmten Gründen immer mit hohen Dampftemperaturen arbeiten muß, treten in den Kesseln stets sehr hohe Drücke auf, die eine ungeheure Geschwindigkeit des ausströmenden Dampfes bedingen. Geschwindigkeiten von 1000 m in der Sekunde sind die Gewöhnliche. Die auf die Schaufelräder und die Welle der Turbinen

übertragene Geschwindigkeit ist natürlich viel geringer. Dennoch ist die Umfangsgeschwindigkeit so groß, daß die Räder in riesig schnelle Rotation kommen. Es gibt Turbinen, die in jeder Minute 20 000 Umdrehungen machen. Dann sind allerdings die Schaufelräder klein. Solche Geschwindigkeiten kann man aber fast nirgends in der Technik gebrauchen und man muß sie durch Zahnradgetriebe heruntersetzen. Unser Bild veranschaulicht zu welchen kuriosen Uebertragungen man da mitunter greifen muß. Die Antriebswelle mit dem kleinen Durchmesser ist bloß 12,7 cm dick, während die Zahnräder, welche auf der Schiffschiffswelle sitzen, nicht weniger als 2,6 m im Durchmesser hatten. Die Uebertragung ist wie 1 zu 205.



Desinfektionsanlage für Eisenbahnwagen.